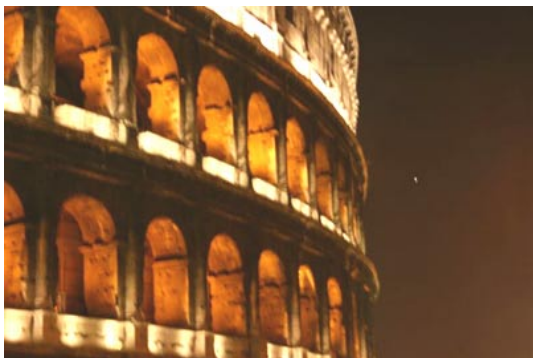
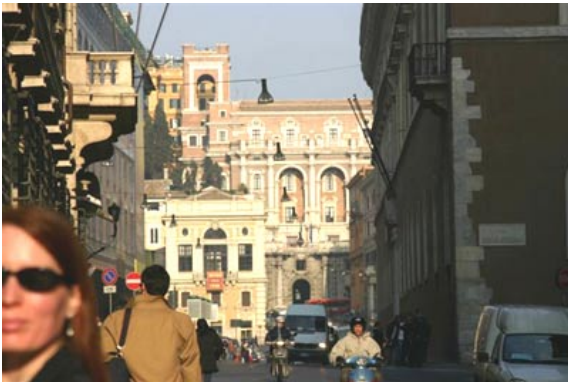


. SOGNI . A . ROMA . DIARY .

. VON . SARAH . INES .



ALL RIGHTS RESERVED, 2004

© TEXT: SARAH INES, WWW.SARAH-INES.DE

© FOTOGRAFIE: FRANK HARTMANN, WWW.FHH-ART.DE

13. März 2004, München

Samstag, der Dreizehnte. Ausgebrochen aus dem Alltag. Im Geiste befinde ich mich schon auf dem Weg nach Rom, der Stadt der tausend Kirchen und Paläste, Heiligenbilder und bröckelnden Steine und natürlich der Motorroller, der Motosciclettas. Es ist mir, als hätte ich alles schon ein Mal gesehen, und doch weiß ich nichts.



In meinem Hirn spuken nur die Worte aus den Dichtungen berühmter Schriftsteller, die jeder zitiert aber keiner kennt.

Die Farben sprühenden Bilder aus den Reiseführern, bestückt mit trockenen Fakten, flößen eher Furcht und Langeweile ein, als mich auf das Staunen vorzubereiten.

Meine Blutkörperchen tanzen, sehnen den Moment herbei, in dem sie mit mir aus dem Flieger aussteigen dürfen und den ersten Blick eines staunenden Kindes aus meinen Augen werfen dürfen. Fünf Tage und fünf Nächte will ich staunen. In jeder Sekunde und mit jeder Faser, jeder Körperzelle, jeder Gehirnwindung, jeder unvergossenen Träne, die in mir lauert, das Leben zu betrauern und zu feiern.

14. März 2004, München

Eine Nacht, die keine ist. Von acht Uhr abends bis ein Uhr dreißig morgens. Fremden Stimmen gelauscht. Schlaf nicht herangelassen. Zu unchristlicher Zeit aufstehen.

15. März 2004, Rom

Ein Flieger kreist im Nebel über Rom, kann nicht landen und stößt dann doch unerwartet nieder, um allen schlechten Omen schlicht zu widersprechen. Flughäfen gleichen sich wie ein Ei dem anderen, nur die fremde Sprache gibt allem ein eige-

nes Gesicht. Bunte Bilder, zum Konsum aufrufend, unbekannte Worte zitierend, unbekannte Markenartikel, an die immer gleichen Gefühle appellierend.



Colosseum. Verblasste rote Steine, wie riesige rundgeschliffene Zähne in einer geometrisch angeordneten Landschaft. Dazwischen orange-farbene Sonnenhüte mit weißen Punkten.



Blaulichter, eine Kolonne von fremd aussehenden Rettungs- und Feuerwehrgewagen sammelt sich zu einem chaotisch geordneten Knäuel. Ein riesenhaftes Sprungkissen wird aufgeblasen. So eines, wie ich es zuletzt in einer Hüpfburg im Disneyland meiner Kinderzeit gesehen habe.

Eine einzelne Gestalt, hoch oben auf den Mauern, die, durchbrochen von quadratischen, Schießscharten gleichenden

Löchern und anderen Korrosionen, wie ruinös kariöse Zähne in den Himmel ragen. Ist sie auf dem Sprung in die Ewigkeit? Sieht sie die Carabinieri, tief unter ihr, klein wie Ameisen, durch das Gitter ihrer selbst geschaffenen Hölle? Lass dich retten, rufe ich stumm zu ihr hinauf. Eine Mischung aus Neugier und Mitgefühl erfasst mich. Durch das Absperrgitter hindurch erkenne ich undeutlich die Herren Carabinieri, die abwarten, was da oben passiert. Verschwommen sind die Gesichter, wie die jedes Menschen, der hinter sei-



ner Funktion, hinter seiner Uniform verschwindet, auch dann, wenn er lachen kann und Karten spielen und trinken.

Warum hat sich die da oben die Mühe gemacht, über Absper- rungen zu klettern, um die zweite, höhere, nicht offi- ziell begehbare Ebene zu erreichen? Warum hat sie sich die Mühe gemacht, ein wacke- liges Gerüst zu erklimmen, das sich sicherlich über diesen kurzen Besuch gewun- dert hat, denn es dient sonst



nur den Restaurateuren zu diesem und jenem, im großen Kampf gegen den Zahn der Zeit. Warum hat sie sich die Mühe ge- macht, sich durch ein winziges Loch hinauszquetschen, um auf eine Balustrade zu gelangen, auf der sie nun hoch über der Piazza einer Ballerina gleich balan- cieren kann. Ihr Herz klopft vielleicht vor Freude, denn gleich ist es so weit. Oder vor Angst, denn das Abenteuer wird bald zu Ende gehen und ein neues wird beginnen. Kennt sie die Geschichte des Ortes, an dem sie sich befindet, oder ist alles nur ein Zufall, eine spontane Eingebung, die ihr sagte, dass sie es jetzt tun müsste?



Wie die Ameisen zerfressen nicht endende

Schlangen und Herden und Puzzle seltsamer Gruppierungen von Individuen unter der Ägide gut informierter Führer die Magie dieses Ortes. Bunt und wissens- durstig, sensationslüstern und voll unterdrückter Lebensgeil- heit, dumpf und schnell befrie- digt, hinterlassen sie lineare Spuren in und auf den umzäun- ten Wegen, fräsen sich durch die geschichts (be)trunkene Steinlandschaft, verlieren sich, ohne es zu merken, in die- sem Rund verwehter Zeit.



Nacht. Ein Aufreißer fängt uns ein. Ein Platz im Ristorante auf der Piazza Navona. Antipasti und Pizza normale zu etwas zu guten Preisen. Säuerlicher Wein à la casa. Piazza Navona, zu Deutsch: der neue Platz, ist ein schöner Platz, doch abends bloß Touristenfang, falsche Uhren, falsche Taschen, Idyllenbilder und Straßenmusikanten. Da sieht man mal wieder, was man von den Geheimtipps aus den Reiseführern erwarten kann.



Vorher und nachher, Aperitif und Digestif in einer englischen Bar. Eine Blonde aus Bonn bedient uns, während Bilder von Popstars über eine Leinwand hüpfen. Eine Horde Jungs, kaum dem Schulalter entwachsen, zwei schwarzhaarige Kurzzeitschönheiten im Schlepptau, starrt auf die Leinwand, gebannt von nackter Haut aus der Retorte.



Auf dem Heimweg spazieren wir durch die Straßen, als wären wir hier geboren. Und das sind wir ja auch, irgendwie, denn hier ist, wenn man so will, der Geburtsort unserer europäischen so genannten westlichen Zivilisation, eine der Wurzeln von Fortschritt und Prüderie. Hier sind Träume etwas ganz Alltägliches.

16. März 2004, Rom

Bilderflut im Vatikan. Ein Platz, ein Staat. Hier ist die Kirche noch der Staat. Die Keimzelle des Christentums liegt hier. Von hier werden Regeln in die ganze Welt exportiert.



Hier ist das Hauptquartier der wohl mächtigsten und reichsten Organisation der Erde. Doch man spürt die Macht kaum. Oder verstehe ich nur die Art dieser Macht nicht?



Die Macht wird nur dann ein wenig spürbar, wenn man den Petersdom betreten will, denn dann muss man eine Sicherheitsschleuse passieren, wie an einem Flughafen. Handgepäck wird durchleuchtet. Wer piepst, wird abgetastet. Waffen müssen

draußen bleiben. Taschenmesser können an der Garderobe deponiert werden.

Ich glaube nicht an Gottes Sohn. Ich glaube an Gott, aber für mich ist Gott eher eine Art von Energie, weder Mann noch Frau, vielleicht ein Zwitter wie Shiva und Shakti oder ein riesiger Regenwurm, der sich selbst und die Erde befruchtet.

Ich sehe den Glanz, ich spüre Gott, wenn ich eine Kirche betrete. Ich spüre die tausend und abertausend Rufe und Gebete in der Luft.

Doch in St. Pietro sehe und spüre ich nur ein Menschenmeer hin- und herwogen, zwischen



Sarkophagen längst zu Staub zerfallener Päpste, riesigen

goldenen Altarbögen und bunten Heiligendarstellungen, zusammengefügt aus Hunderten winziger Mosaiksteinchen.



Auch hier wieder der Tod der Magie. Menschen über Menschen, über- und untereinander gestapelt. Ein Gewitter von Blitzen. Urlaubspaparazzi.

Plötzlich eine Reihe von Bänken, eine Messe wird gelesen, inmitten dieses Infer-

nos von Sensationslust.

Plötzlich eine Schranke, ein blau gekleideter Signore verwehrt den Eintritt, legt den Finger auf den Mund. Im Hintergrund rufen Beichtstühle aus dunkel lackiertem Holz leise nach den Schuldigen und Unschuldigen.

Wer verbringt wohl seinen Tag in diesen kleinen Kerkern und hört vieltausendfaches Leid und Selbstbeichtigung? Wer hält das aus, ohne Amok zu laufen? Vielleicht läuft nur ein Tonband. Oder es harren Novizen der Sündigen.

Still und leise verlasse ich diese Stätte, wo der Glauben nur dem enthüllt wird, der ein Pilger ist.

Oder braucht man zum Glauben nicht doch zuallererst einen stillen Ort, an dem man sich selbst findet?

Hier jedoch schützen auch dicke Mauern nicht vorm Weltengetöse.

Touristen fressen sich unaufhaltsam durch meterhohe Mauern, wandern durch lange Gänge und lauschige Höfe mit Springbrunnen. Viele tausend Augen verbrennen die Gobelins, auf die mittelalterliche Frauenhände in jahrelanger Arbeit heilige Fantasien stickten.



Wieder und wieder diese Bilderflut, der auch der gefräßigste Tourist nicht gewachsen ist. Gänge, die ein Sammelsurium steinerner Bildzeugnisse sind, und riesige, meterhohe Salles, ehemals Wohn- und Arbeitszimmer von Päpsten. Einzigartig und unverständlich. Wer könnte in einem solchen Raum einen normalen Gedanken denken. Oder überhaupt etwas Normales tun, wie sich waschen oder essen. In einem Raum, der von oben bis unten mit raffaelitischen Bildern von Tod und Werden verkleistert ist. Und jedes einzelne Bild schreit: »Schau mich an.«

Doch dann geht die Welt unter und wieder auf. Alles verschwindet in der Sixtinischen Kapelle. Und ich sehe nur noch Michelangelos Menschen und Engel mit Teufeln kämpfen. Jeder einzelne Muskel tritt hervor. Schön und hässlich sind sie,



was sie sind. Körper und doch mehr. Sinnlich und doch mehr. Hat Michelangelo sie geliebt, die Menschen, oder gehasst?

Haben die Frauen, die die Gobelins in den Gängen vor vielen hundert Jahren bestickten, die Heiligen gehasst, die sie verewigten, oder haben sie

nicht doch das Blut ihrer unterdrückten erotischen Fantasien mit Nadel und Faden in den Stoff gepresst?

Die wöchentlich morgendlich päpstliche Privataudienz für 1000 Seelen, draußen auf dem Petersplatz haben wir verpasst.



Wir saßen beim Frühstück, während unsere schwarzen Seelen gerettet werden sollten.

Als wir den Vatikan verlassen, werden eben anthrazitfarbene, schon ziemlich zerkratzte und vom Regen verwaschene Plastikstühle in kleinen Wägelchen abtransportiert.

Die Schweizer Garde in ihrer blauen Uniform steht stramm. Harte Burschen aus den Schweizer Bergen im Karnevalskostüm

ignorieren gleichmütig das Gewimmel der hysterischen Massen zu ihren Füßen. Erwartet sie das Himmelreich?

Abends. Campo dè Fiori. Ein ehrlicher Ort. Tummelplatz der jungen Römer, die sich um den Brunnen herum zusammenballen und in die Lokale tropfen. Keine Touristenschlepper zu sehen.

Ein Eindruck wird mit jedem Tag stärker. Rom ist eine Bühne. Anders als Mailand. Die Federboas fehlen. Das Lächeln der Menschen erreicht oft die Augen nicht. Kurze und vergängliche aber doch tiefsinnige Gespräche wie in Paris passieren einfach nicht.

Die Stadt ist eine Masse von Parallelexistenzen, Touristen in einer Bahn, Jugendliche in der nächsten, Arbeitende in einer weiteren, Mächtige und Reiche in einer unsichtbaren. Und alle winken sich vielleicht gelegentlich durch die Abteilstenster zu, aber sie können nicht miteinander kommunizieren. Ist der Lebenskampf hier so hart? Härter als anderswo?

17. März 2004, Rom

Kann man den Park um die Villa Borghese, das einzig Grüne in dieser Autostadt in Worte fassen? Diesen Ausblick von einem



Balkon, der für Riesen gestaltet wurde, hinaus auf die Piazza di Popolo, den Platz des Volkes und den Obelisk.

Wenn ich unter mir diese Stadt sehe, die klitzekleinen Autos und Menschen, die alten und die jungen Steine, Macht und Ohnmacht symbolisierend, dann will ich sie alle verstehen können, um ihnen allen, den Menschen und Dingen, für einen winzigen paradiesischen Moment wirklich nahe sein zu können.

Werfe ich deshalb diese Worte auf Papier, weil ich es nicht ertragen kann, dass sie alle, die Menschen und die Dinge, die schönen und die hässlichen, mich so gar nicht berühren?



Es gibt da Momente, wie gestern an der Kreuzung der Piazza Venezia zur Via del Corso, dort stand ein großer, schlanker, dunkelhaariger Mann, einen Knopf am Revers und einen im Ohr, vermutlich der Bodyguard irgendeines Mächtigen aus einem der nahe gelegenen Ministerien, der nicht lang danach die Kreuzung passieren sollte. Dieser hier hob sich für einen Moment aus dem Allerlei der Kreuzung, aus dem Meer gleichgültiger, voneinander getrennt dahinschoppender Menschen heraus. Nicht, weil er einen Job hatte, den die meisten für aufregend halten, sondern weil er umringt war von Teenies, die James Bond in ihm sahen und weil er ihnen für einen Moment zulächelte. Für einen Moment war dieser Niemand auf der



Kreuzung tatsächlich 007.

Soll ich Ekel oder Mitleid empfinden, mit den ganz anderen Gestalten, die in bunten Lumpenkleidern in den Straßen sit-

zen, stehen oder liegen. Tief gebeugt, ein altersloses weibliches Wesen auf der spanischen Treppe. Man sieht nicht viel mehr als ihr schütteres Haar, das unter einem verwaschenen Kopftuch hervorquillt, man hört nur ein seltsames Zischeln, mit dem sie um einen Almosen fleht. Man sieht ihre Gesicht nicht. Sie ist nicht die Einzige. Da sind noch viele andere, eine Hand voll über die Stadt verteilt. Vermutlich sind es Zigeuner, und immer sind es die Alten, Lahmen oder Hässlichen. Andere sieht man nicht. Gibt es andere? Wer hat hier keinen Stolz mehr?

18. März 2004, Rom

Trastevere. Das erste Mal richtige Bars gesehen, statt englischen Pubs oder Keksläden, wie wir die Kaffeebars getauft haben.

Nach dem Frühstück die erste Hälfte des Tages verschlafen. In den Armen meines Liebsten.



Gestern Nacht waren wir vor und nach dem Essen im Trinity College, einem richtig netten, natürlich auch englischen Pub, dessen Chef gefährlich attraktiv war, obwohl kein Beau. Meine Meinung über diesen römischen Playboy teilte ich meinem Allerliebsten selbstredend mit, abgesehen davon, dass dies wohl auch nicht zu übersehen war. Flirt, Satz, Sieg. Erfolg gehabt und weitergereicht an ein Mädels, das offensichtlich heftig aber erfolglos in ihn verknallt war. Einen Playboy kriegt man nicht so leicht. Aber ich wollte nicht wirklich und deshalb war es leicht. Das hat Spaß gemacht, und mein Liebster hat's zum Glück nicht übel genommen.

Man müsste sich nur einmal einen ganzen Tag lang an einen einzigen Ort setzen und alles beschreiben, was man dort wahrnimmt, jede Ameise, die des Wegs gekrochen kommt und jedes Hupen eines Wagens auf der Straße.

Mir fehlen oft die Worte. Ach nein, das ist es nicht. Es ist einfach so, dass für mich die menschlichen Leidenschaf-



ten im Mittelpunkt stehen und ich manchmal das ganze Drumherum vernachlässige, das die Leutchen brauchen, damit der Lese Kuchen ihnen schmeckt.

Trastevere, Café Friends, ein Art Café mit bunten, modernen Bildern an den Wänden. Möbel bunt und chromig. Bildschirme zeigen Modenschauen. Auch ein Keksladen, nur etwas edler. Kuchen, Pizza und Co in einer Ecke. Kasse und Zigaretten auf der anderen Seite. Aber dann eine Treppe hinunter zum Café, zu Tischen und Stühlen aus Chrom. An einer Säule Whiskeyflaschen. Einzelheiten, die für sich gesehen keinen Sinn ergeben.

19. März 2004, Rom

Rückflug. Am Flughafen sagt mir einer, ich soll auf dem Klo rauchen, weil es sonst nirgends geht. Ich verkneife es mir.